

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Unsere Heimat 1955

7 (1955)

UNSERE HEIMAT

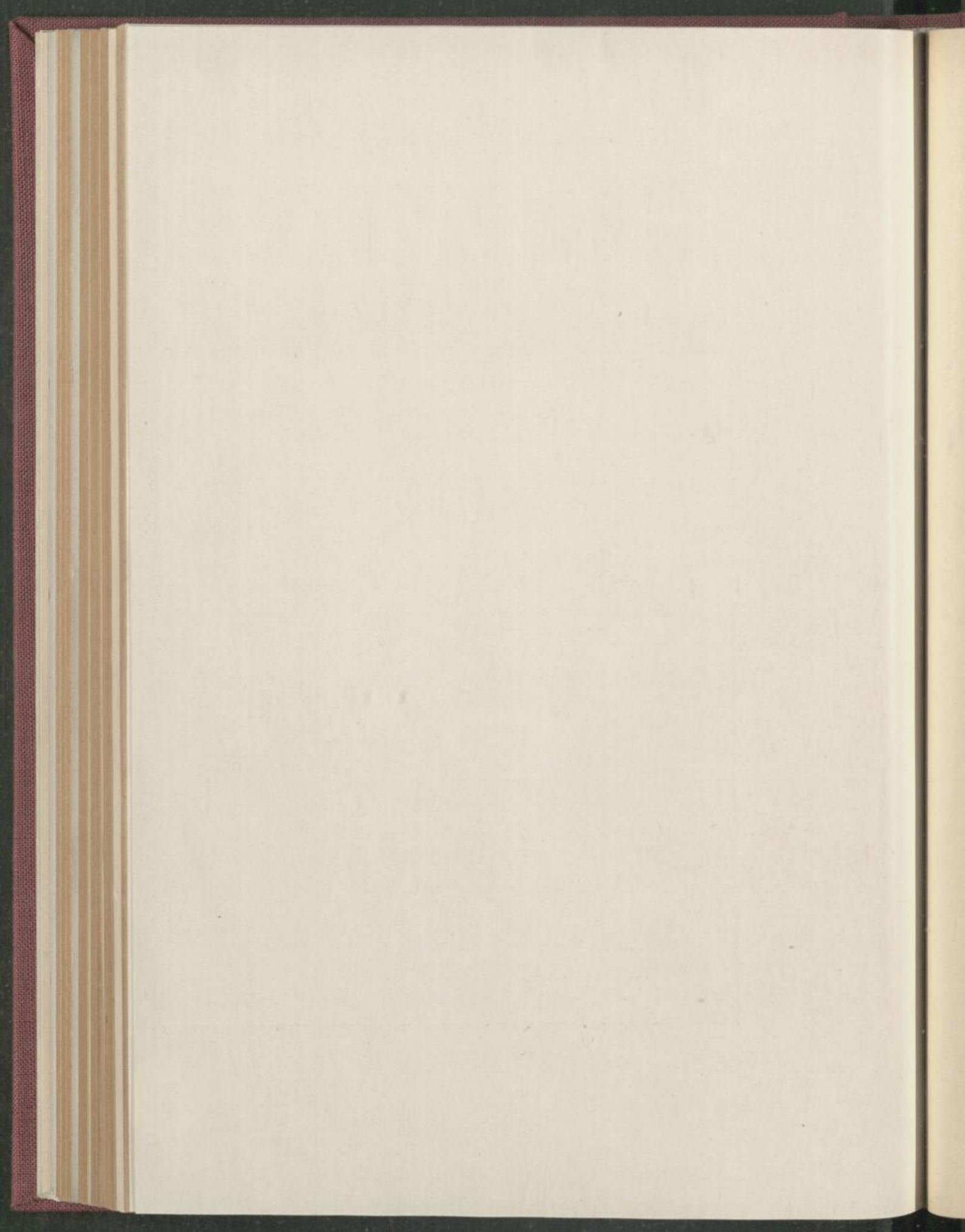
AUS DEM KULTURLEBEN UND DER GESCHICHTE DES KREISES PERLEBERG



HERAUSGEBER:

KULTURBUND ZUR DEMOKRATISCHEN ERNEUERUNG DEUTSCHLANDS
KREISLEITUNG PERLEBERG UND RAT DES KREISES ABTEILUNG KULTUR

7



Zum Tag der Aktivisten am 13. Oktober 1955



Allen Heimatfreunden unseres Kreises ist unser Bundesfreund Albert Hoppe bekannt.

Seit Jahren setzt er sich aktiv für die Erhaltung und Pflege der besten Traditionen auf allen Gebieten der Heimatkunde ein. Er ist der Herausgeber von vielen heimatkundlichen Artikeln und als Herausgeber des ehemaligen „Jahrbuches der Prignitz“ bekannt. Manchem wird auch der von ihm geschaffene Heimatfilm in Erinnerung sein. Im Redaktionskollegium unserer Zeitschrift ist er einer der Besten und Aktivsten. Es gibt kein Gremium, das über Heimatfragen berät, in dem Albert Hoppe nicht mit seinen Erfahrungen zu fruchtbringender Arbeit

beiträgt. Als Kreisdenkmalspfleger setzt er sich für die Erhaltung, Auswertung und Popularisierung unserer Kulturdenkmäler ein.

Große Verdienste erwarb sich Albert Hoppe durch seine heimatkundlichen Lehrgänge und Lichtbildvorträge. Mit seinen Farblichtbildern finden wir ihn oft in den Städten und Dörfern unseres Kreises. Seine Vorträge werden von jung und alt, auch von Besuchern des westlichen Teils unseres Vaterlandes, begeistert besucht, und mancher Vortrag wird mit einer Diskussion bis in die Nacht hinein fortgesetzt.

Der oft wiederholte Wunsch wiederzukommen zeugt von der tiefen Resonanz, die diese heimatkundlichen Lichtbildvorträge in den Kreisen unserer Bevölkerung finden. Auch die Nachbarkreise wissen Albert Hoppe als Vortragenden zu schätzen.

Im Rahmen des durch unsere Regierung in der Schule wieder eingeführten Heimatkundeunterrichts ist er bestrebt seine Heimatbildreihe zu vervielfältigen, und diese durch für den Unterricht besonders geeignete Bilder zu ergänzen. Damit gibt er allen Lehrern ein Material in die Hand, das sie bei der schönen Aufgabe, unsere Jugend zur Heimatliebe zu erziehen, in bester Weise unterstützt.

Albert Hoppe wurde für seine vorbildliche Arbeit mit der „Medaille für ausgezeichnete Leistungen“ geehrt.

H.S.

SEID EUCH BEWUSST

*Ihr wißt es, was es heißt:
sein Leben lang sich schinden.
Ihr wißt es, wie das ist:
nicht wissen aus noch ein.
Die Heimat war verwaist,
wir konnten heim nicht finden . . .
Wer je die Zeit vergißt,
wird selbst vergessen sein.*

*Ihr wißt es, wie es kam,
es mußte nicht so kommen.
Sind wir für alle Zeit
verloren und verflucht?
Es brennt das Herz vor Scham,
es schweigt das Herz beklommen,
Wir haben weit und breit
nach einem Weg gesucht.*

*Ihr wißt es, was es hieß:
den Weg, den schweren, gehen.
Es lagen an dem Rand
des Wegs der Toten viel.
Wir aber wußten dies:
Wir müssen auferstehen!
Ein freies deutsches Land
war unsrer Sehnsucht Ziel.*

*Seht, Großes wird vollbracht!
Das Volk schafft sich sein Leben.
Und war der Weg auch schwer,
ein Jubel sich erhebt.
Seid euch bewußt der Macht!
Die Macht ist euch gegeben,
daß ihr sie nie, nie mehr
aus euren Händen gebt!*

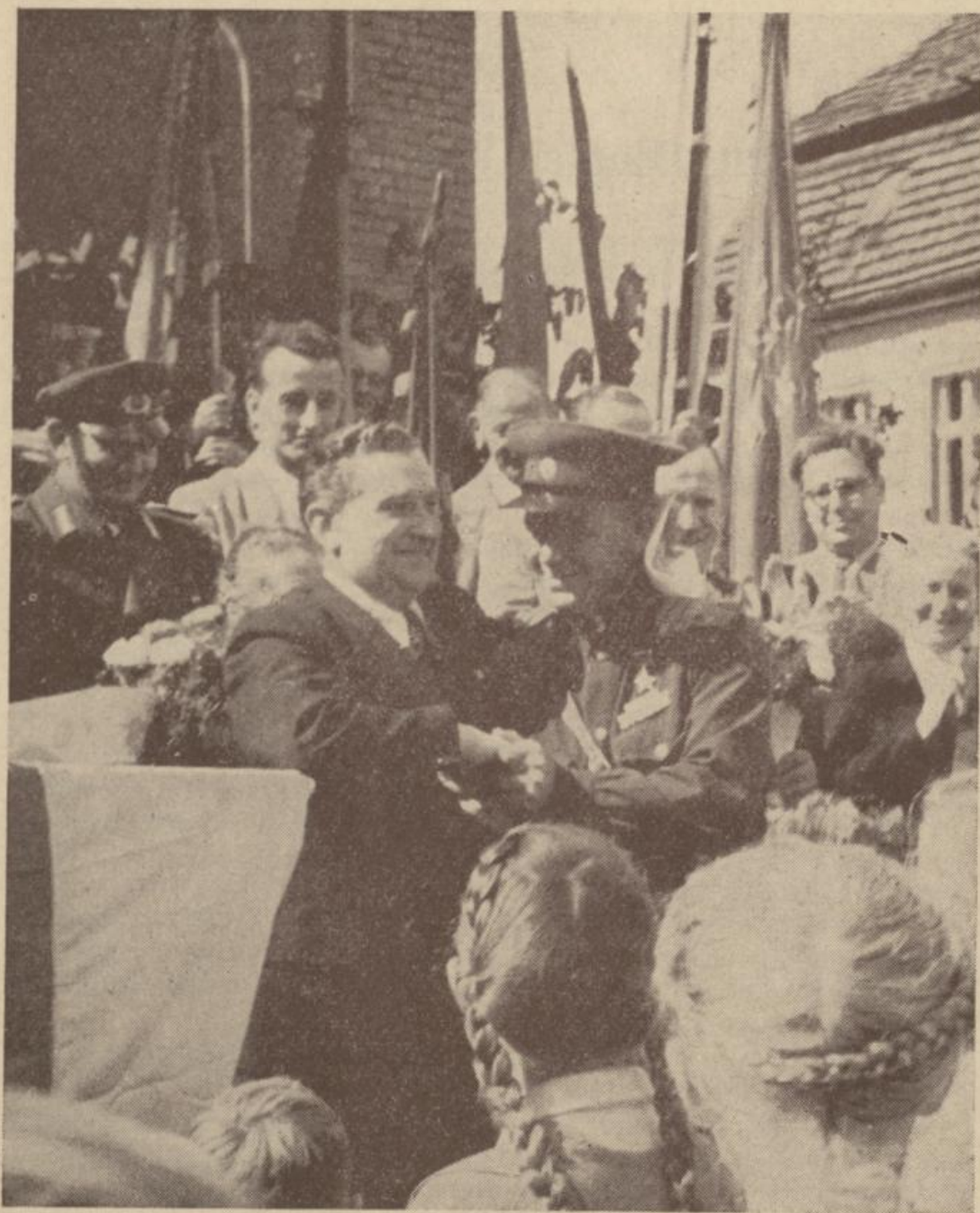


Foto: Weckmüller

Zum Tag der Republik

Die Glocken von Boberow

Die Naturgewalten formen die Gestalt einer Landschaft und prägen ihr äußeres Antlitz, ihre „Seele“ jedoch entspringt der Schöpferkraft des Menschen. Viele Äußerungen solchen geistigen Schaffens offenbaren sich dem aufmerksamen Beobachter. Eine ihrer schönsten, die eine Landschaft recht lebendig macht, ist die Sagenwelt. Unsere Prignitz birgt diesen Schatz in reichster Fülle. Er umrankt manche Bergkuppe, alte Grabhügel und Opfersteine, er ist lebendig an Wegekrenzungen und verschwiegenen Stätten der Heimat, er raunt geheimnisvoll in Flurnamen und an untergegangenen Siedlungsstätten, er umweht mit seinem Zauber alte Rathäuser und feldsteinerne Dorfkirchen. Manche dieser Sagen sind offensichtlich der bloßen Phantasie, eine der schönsten Gaben des menschlichen Geistes, entsprungen. Andere sind aus dem Mythos der Religionen und auch aus dem Aberglauben der mittelalterlichen Weltanschauung geboren, noch andere aber haben erregende örtliche oder geschichtliche Ereignisse der Vergangenheit als Grundlage. Manche dieser sagenumwobenen Stätten letzterer Art haben ihr Geheimnis entschleiert, wie es bei dem „Hinzerberg“ von Seddin und dem „Teufelsberg“ bei Wolfshagen der Fall ist, andere aber hüten und verhüllen dieses Geheimnis noch heute und lassen Ursprung und Deutung nicht erkennen. —

Heute soll eine Sage zu uns sprechen, deren äußeres Wahrzeichen zu einem der markantesten Punkte unserer Prignitzer Landschaft und zu einem der eindrucksvollsten Zeugen unserer heimatlich-dörflichen Kultur gehört, die vom stumpfen Turm zu Boberow und von dem Geschick der einst für sie bestimmten Boberower Glocken.

Tief hat sich in das uralte Antlitz unserer Prignitzer Heimat in grauen Vorzeiten eine Falte eingegraben, von Boberow hinunter reichend bis nach Lenzen. Das liebliche Nausdorf liegt anmutig in diesem langen Einbruch und zwischen Rambower und Rudower See die torfige Wiesensenke, beidseitig umrahmt von hohen Hängen. Dunkle Kiefernwälder ziehen sich auf dem Westhang über den beiden Seen und den Wiesengründen empor; lange Flurbreiten, durchsetzt mit Ödstrecken und einzelnen Waldbeständen geben dem Osthang das Gepräge. Dieser ist eindrucksvoll unterbrochen und belebt durch das einsame alte Bauerngehöft mit dem geheimnisvollen Namen Leuengarten, das über den mit grasendem Vieh belebten Koppeln des Hanges breit und strohgedeckt auf der Höhe daliegt. Nach Süden hin öffnet sich die Senke zum alten Urstromtal der Elbe. Nach Norden hin jedoch ist sie rund eingeschlossen vom hohen Steilrand der urzeitlichen

Einbruchstelle. Hier liegen auf der Höhe des Halbrunds die beiden Dörfer Rambow und Mellen und gerade gegenüber das stattliche Boberow. Hier liegen auch die gewaltigen Steine des vorgeschichtlichen Sippengrabes, das die damaligen keltischen Bewohner unseres heimatlichen Bodens in der jüngeren Steinzeit errichteten, und um das auch heute noch die so tragisch ausgegangene Geschichte von der schönen Roswitha und ihren beiden Bewerbern geistert. Hier springt auf halber Höhe aus der Steilwand unterhalb Mellens der Quell, der den Teich am Abhang füllt und der einst das Mühlrad trieb, das sich noch vor einem Jahrzehnt in seinem ganzen romantischen Zauber zeigte, besonders in der schönen Frühlingszeit, wenn es sich unter dem großen blühenden Holunderbusch drehte und das Wasser plätschernd und glitzernd über die Schaufeln sprang. Und hier ragt hoch über die Senke hinweg und über den See mit dem allmählich immer mehr verlandendem Wasserspiegel der mit seiner ihn umrankenden Sage weit im Prignitzer Land bekannte stumpfe Turm von Boberow.

Ursprünglich war er gar kein stumpfer Turm. Da war er fast noch mal so hoch, denn eine schlanke Spitze krönte ihn und damit das wuchtige feldsteinerne Bauwerk der festen gotischen Dorfkirche. Der Turm von Boberow war infolge seiner Höhe das Wahrzeichen der Gegend schlechthin. Und weil er gar so hoch über den See und die Landschaft hinragte, waren die Boberower sehr stolz auf ihn. Nicht aber nur weit in den Himmel sollte er ragen und weit in das Land hinein den Reichtum der Boberower sichtbar verkünden, auch seine Stimme sollte er weit forttragen, weiter als die Glocken anderer Türme es vermochten, hin zu den Dörfern jenseits der Senke über den See und hin zu den Menschen weit ringsum im Land. Darum beschlossen die Boberower, eine Glocke für ihren Turm gießen zu lassen, die alle anderen im Prignitzland weit in den Schatten stellen sollte. Und so reisten denn eines Tages der Geistliche und ein paar der Bauern des reichen Dorfes in die alte Domstadt Havelberg, um dort bei dem weitberühmten Glockengießer eine solche Glocke in Auftrag zu geben. Eine Glocke, die in Größe und Stimmgewalt in der Prignitz nicht ihresgleichen haben sollte.

Der Meister in Havelberg war sich der Ehre solchen Auftrages wohl bewußt und auch der Verpflichtung seines Rufes. Darum wollte er aus seiner oft bewährten Kunst den Boberowern dieses gewünschte Meisterstück gern schaffen. Nicht nur die Boberower sollten stolz darauf sein, sondern er selbst wollte mit diesem neuesten Werk seines Könnens seinem Ruhm weiteren Klang verleihen. In der geräumigen Werkstatt ging er darum bald und mit Eifer an die Arbeit. In tagelangem Mühen und mit aller Liebe und Sorgfalt schuf er das Modell, und danach fertigte er dann in der tiefen Grube die Form, die die flüssige Glockenspeise im Guß aufnehmen sollte. Er wog und wählte nach altem Rezept das kostbare Metall und die Zutaten, daß es einen reinen und vollen Ton gäbe. Als nach Tagen

alles zum Schmelzprozeß vollendet war, entfachte er im großen festgefügtten Ofen das Feuer. Sein Lehrjunge gab die Handreichungen und bediente den Biasebalg. Das harte Metall begann unter der Glut des Ofens weich zu werden. Die bisher getrennten Teile des geschmeidigen Kupfers und die des härtenden Zinns schickten sich an, willig in der harmonischen Legierung der Bronze sich zu vereinen. Da wurde der Meister abgerufen. Zu einem kurzen dringlichen Gang. Er schaute noch einmal in den brodelnden Kessel und ermahnte den Jungen, ja nicht an den Zapfen zu rühren, er sei gleich zurück.

Der Junge legte, wie ihm angewiesen, behutsam und in geregelter Menge die Feuerung nach und wartete geduldig auf den Meister. Doch dann wurde er unruhig. Der Meister verzog. Soviel sah der Junge, das hatte er dem Meister bei früheren Güssen abgeguckt, daß die Glockenspeise gar war, daß sie hinaus mußte und in die Form hinein, sollte sie nicht verderben und sollte der Guß nicht mißraten. Warum kam der Meister nicht? — In seiner Bedrängnis, um das wertvolle Metall zu retten und den richtigen Zeitpunkt nicht zu verpassen, griff er schließlich zu Schlegel und Zange und stieß den Zapfen aus! In flüssiger, weißstrahlender Glut schoß das Metall hinein in die Rinne und in die wartende Form unten in der Grube. Da tat sich die Tür auf, und der Meister stand auf der Schwelle! Entgeistert und mit Zornesröte im Gesicht starrte er auf das rauchende, fließende Erz und auf den angstvoll dastehenden Jungen. „Hat der mir das ganze Werk verdorben, das mein kostbarstes Meisterstück werden sollte!“ — Der Jähzorn packte ihn und ließ ihn alle Besinnung vergessen. Wutentbrannt stürzte er auf den Jungen, faßte eine Schürstange und schlug sie ihm blindlings über den Kopf. — Als der Lehrbub zusammengebrochen und zuckend vor ihm lag, kehrte ihm ebenso jäh die Besinnung zurück. Was hast du getan! Er griff entsetzt nach dem leblos daliegenden Körper, er mühte sich um ihn, er horchte und rüttelte — umsonst, das Leben war entflohen. Er, der ehrbare und hochangesehene Meister war zum Mörder geworden! — In seiner Verwirrnis und Bedrängnis wußte er sich keinen-anderen Rat, als daß er schließlich zitternd den entseelten Jungenkörper in einen Sack steckte, diesen noch mit Steinen beschwerte und ihn in nächtlicher Stunde in die Havel versenkte. Den Hausinsassen und der Ortsbehörde erzählte er, der Junge sei davongelaufen.

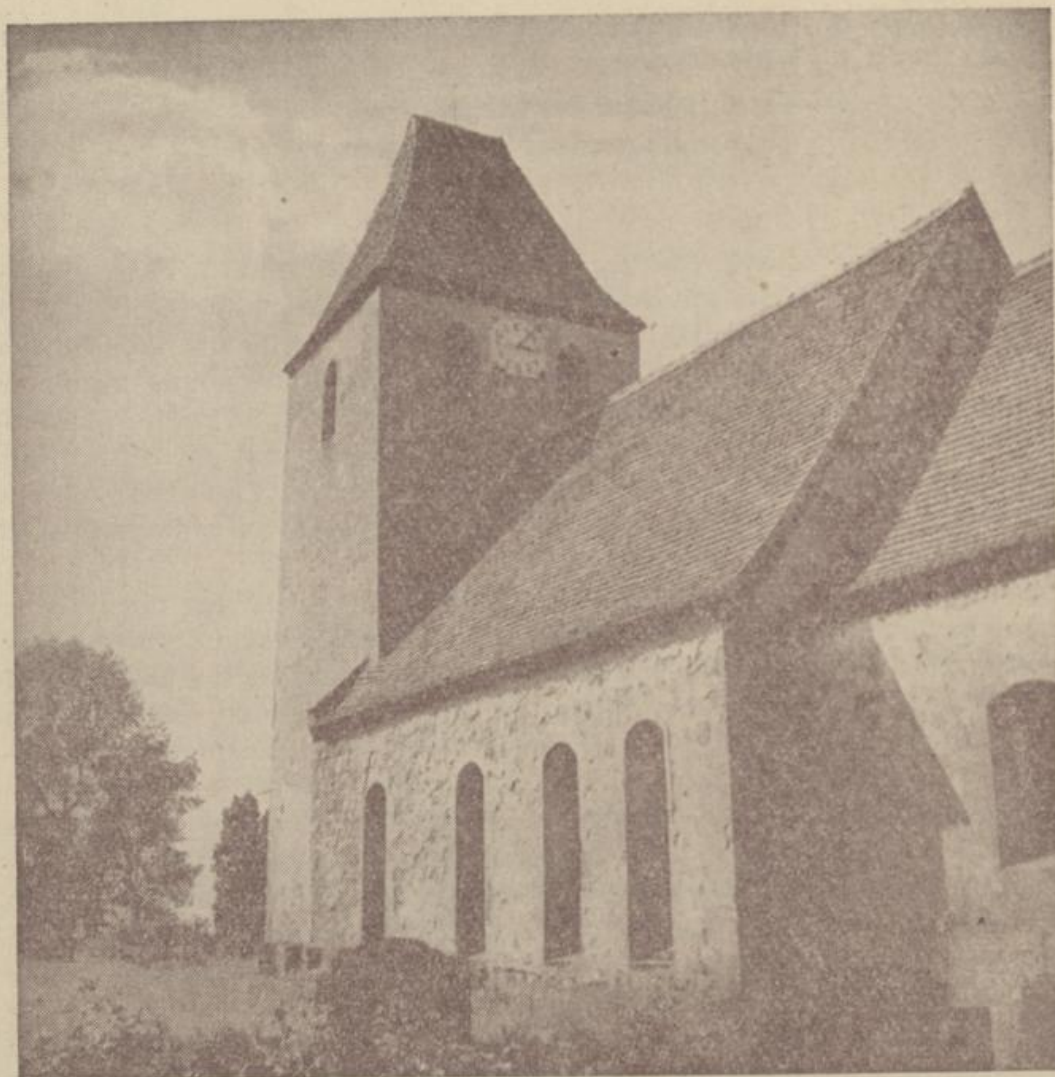
Ein paar Tage darauf löste der Glockengießer in der Grube das in der Form erkaltete Metall aus seiner Hülle. Blank und makellos stand die Glocke da, fein geschmückt mit Rankwerk, mit Spruch und mit dem Namen des Meisters. Als er sie mit seinen Flaschenzügen aus der Grube und in das Gestühl zog, da gab sie im Probegelaüt einen solch vollen und reinen Ton und einen solchen Wohlklang von sich, daß er sie selbst auch nicht hätte besser gießen können. Der Junge hatte gerade zur rechten Zeit den Zapfen ausgestoßen und die Glocke vor der mißtönenden Härte des Spät-

gusses bewahrt. — Dem Meister aber klang der Spruch vom Glockenband in die Ohren, als laute er:

Aus Feuer bin ich geflossen,
Ein Mörder hat mich gegossen!

Die Boberower kamen. Sie waren begeistert beim Anblick ihrer großen neuen Glocke, und sie lauschten voll Freude auf ihren so mächtigen und dabei doch wohlklingenden Ruf. Sie lobten den Meister über die Maßen und baten ihn, doch mitzukommen zur festlichen Einweihung, damit er selbst als erster den Glockenstrang ziehe und das Geläut seines Meisterwerks selbst erklingen lasse. Der Meister sagte zu, und auf festlich mit Maien geschmücktem Wagen hielten sie am Tage darauf spätabends ihren Einzug in das Dorf Boberow, freudig begrüßt von der sammeneilenden Gemeinde.

Es war ein wundervoller, maienseliger Pfingsttag, als aus allen Orten ringsum und von fernher die Menschen zur Glockenweihe nach Boberow zogen. Die Sonne strahlte vom Himmel, daß es den Leuten bald zu viel der Wärme deuchte und daß ihnen der Tag schwül schien, wie an einem Hochsommertag. Die Glocke war oben im Dachstuhl im schweren Eichengebälk angebracht. Die große Festgemeinde sammelte sich im Gotteshause zur feierlichen Weihe der Glocke. Nach der Predigt und dem Segen des Geistlichen und nach dem Schlußgesang der Gemeinde trat die Festgemeinde hinaus zum Vorplatz, und der Glockengießermeister faßte den Strang, um den von allen erwarteten Ruf der gewaltigen Glocke von Boberow nun erstmalig über die Häuser des Dorfes, über den See und die Felder und Wälder dahinklingen zu lassen. Doch was war das? Statt des erwarteten vollen Tones kam ein gar klägliches, herzerreißendes Wimmern von oben, wie von einem Menschen in höchster Angst und Not. Und dunkel, nachtdunkel wurde es plötzlich ringsum. Ein Gewitter hatte sich in der Hitze des Tages und von den Menschen fast unbemerkt über der Senke des Sees zusammengebraut und jagte nun in unvermittelt und unheimlich losbrechender schwerer Sturmbö die tiefhängenden schwarzen Wolken über den Turm und die Festversammlung dahin. Ein Blitz schlug mit grellem Geleucht und knatternd in den Turm hinein. Er erschlug auch den Meister, der noch voll Entsetzen über den Wimmerklang der Stimme da oben den Glockenstrang in der Hand hielt. Flammen, vom Sturm gepeitscht, loderten bald aus dem Eichengebälk des Turms. Die Menschen waren in ihrem Schrecken und unter der Wucht des Wetters unter ein bergendes Dach geflohen, nur ein kleines Häuflein blieb gebannt auf dem Platz und sah tassunglos und ohnmächtig der zerstörenden Kraft der Elemente zu. Wie eine gewaltige, brennende Fackel ragte der Turm bald in die Luft. Als er in sich zusammenstürzte, war auch die große Glocke zerschmolzen. Der



Die Kirche in Boberow

Foto: A. Hoppe

Fluch einer unseligen Tat hatte das aus ihr hervorgegangene Menschenwerk vernichtet.

Der Fluch aber lag nun fortan anscheinend wie festgebannt auch über dem Turm selbst. So oft die Boberower versuchten, auf dem Feldsteinmauerwerk die alte stolze Spitze wieder zu errichten, so oft zerschlug der Blitz sie wieder. Es war, als ob der Fluch aus der Hoffart und allzu großen Vermessenheit der Menschen da unten geboren war. Der Menschen, die bei allem Unternehmungsgeist und bei aller Kühnheit ihrer Pläne doch die Bescheidenheit und die Demut vergessen hatten. Die mit ihrem Reichtum, mit ihrem Können und sogar mit ihrer Frömmigkeit-hinausprahlen wollten.

Lange und zähe haben die Boberower sich bemüht, ihr Beginnen durchzusetzen. Endlich gaben sie es auf. Die Mächte des Himmels waren stärker als sie. Die Boberower wurden in neuen Generationen besinnlicher und bescheidener und legten das laute Prahlen beiseite. Sie fügten sich dem Willen der Naturkräfte und walzten ihren Turm schlicht zu, auf die stolze krönende Spitze verzichtend. Sie gaben dem Turm die Form, wie sie uns heute noch erhalten ist. Und auch ihre stolzen Pläne auf die größte Glocke der Heimat hatten sie längst zu Grabe getragen. Sie bestellten um 1500 eine ganz kleine Glocke, also just in der Zeit, da das neue Jahrhundert begann, welches als Zeitenwende trotz Inquisition und Scheiterhaufen der Freiheit des menschlichen Geistes, des Forschens und Gottsuchens zum Durchbruch verhalf, welches zeigte, daß letzten Endes nicht die äußere Macht entscheidend ist, sondern immer der Geist und die Wahrheit, und welches auch lehrte, daß die Aufgabe der Religion sich nicht im Gepränge dokumentieren darf, sondern allein in der dienenden Liebe. So war denn die neue Boberower Stimme eine ganz bescheidene, und auf den Turm kam eine Glocke, die zwar auch aus edler Bronze war, doch in ihrem unteren Durchmesser nur 35 cm hielt. Sie trug zwei schlichte, aber sehr feine Zierkränze oben am Glockenhals, und zwischen beiden lief, aus der Zeit des damals noch bei uns lebendigen katholischen Glaubens geboren, in plastischen Buchstaben die Umschrift: „ANNO DOMINI MCCCCC — help uns maria.“ — Vielleicht hat diese Glocke der um diese Zeit hochberühmte Perleberger Glockengießer Hinrich van Kampen gefertigt. Der hatte den Hamburgern für 400 Gulden die große Apostelglocke geschaffen und ein Jahr darauf das wundervolle Geläut der Perleberger St. Jacobi-Kirche. In diesem war die prächtig verzierte Marien-Glocke mit ihren 90 Zentnern die schwerste und tonangebende. Fast bis in unsere Zeit war dieses Geläut der Stolz der Perleberger, bis es 1916 beim großen Turmbrand, noch einmal bewegt und aufklingend von dem hinaufjagenden Feuerwind, auch zerschmelzend in die Tiefe stürzte.

In Boberow aber schienen nunmehr die in der Sage lebendig gemachten Kräfte der Natur versöhnt zu sein. Fortan rührte der Blitz weder den Turm noch das in ihm hängende Glöcklein an. Dieses Glöcklein von 1500 hat dann auch bald einige größere Schwestern bekommen, die in ihrem Zusammenklang durch Jahrhunderte die Boberower erfreuten. Das erste Glöcklein von 1500 hat 400 Jahre lang sein Stimmlein erschallen und freudig über den See hinklingen lassen dürfen. Es läutete als „Betglocke“ den Boberowern durch viele, viele Generationen den munteren, hellen Morgengruß, und es kündete ihnen nach des Tages Last und Mühen den Feierabend.

Doch dann kam wieder eine böse Macht, die Vernichtung und Untergang brachte, eine Macht, die viel verheerender sein kann, als die entfesselten Kräfte der Natur. Eine Macht, die Schiller in seinem wohl schönsten Dicht-

werk, eben in seinem „Lied von der Glocke“, als den schrecklichsten der Schrecken bezeichnet: Der Mensch in seinem Wahn! — Der aus diesem Menschenwahn geborene Weltkrieg in seiner doppelten Folge äscherte Städte und Länder ein. Er holte sich auch die Boberower Glocken vom Turm. Sie mußten in den Krieg ziehen! Sie konnten fortan den Menschen nicht mehr Freude und Friede künden, sondern sie mußten mithelfen, ihnen Tod und Verderben zu bringen. Sie gingen dabei selbst zugrunde. Menschenhand vernichtet immer das eigene Werk, wenn sie von Gier und Haß geleitet wird.

Unser Glöckchen aber erhielt wohl jetzt den Lohn, daß es damals nicht aus Vermessenheit und Prahlucht, sondern aus bescheideneren Wünschen geboren wurde: es durfte zu Hause bleiben! Vielleicht durfte es das auch nur deshalb, weil es zu wenig „Masse“ hatte. Und vielleicht respektierte man auch das ehrwürdige Alter und den mittelalterlichen Kunstwert.

So ist unser Glöcklein von 1500 heute noch erhalten. Es hing nach dem Zusammenbruch von 1945 ganz verlassen da oben auf dem stumpfen Turm von Boberow. Dann bekam es 1953 wieder Gesellschaft. Drei neue schwere Glocken zogen zu ihm hinauf auf den Turm. Das alte Glöcklein aber kam nun in den wohlverdienten Ruhestand. Die Boberower nahmen es heraus aus dem tragenden Glockenstuhl und gaben ihm einen ehrenvollen Altenteilsplatz. Nicht irgendwo versteckt in einem Winkel, wo nicht Sonne noch Mond hinscheint, nein, in dem der Straße zugekehrten Schalloch, unmittelbar neben dem Zifferblatt der Turmuhr! So kann es denn von den Boberowern täglich mit einem Blick nach oben als der Zeuge vergangener Jahrhunderte begrüßt werden, und so kann es selbst hinunterschauen auf das Dorf und die Gräber zu seinen Füßen.

*

In einem Aufsatz, den vor dem letzten Weltkriege der Lehrer von Boberow über den Turm seines Dorfes schrieb, stehen am Schluß die Worte:

„Wenn vom stumpfen Turm die Abendglocken über den blanken See klingen, dann hört der Wanderer aus ihrem Singen das stille Raunen der Sage vom jähzornigen Havelberger Glockengießer und seinem unglücklichen Lehrjungen.“

Die Stimmen dieser Glocken klingen nicht mehr, und auch den Lehrer des Dorfes hat der letzte Krieg verschlungen. Die neuen Glocken, die im Gestühl hängen, sind schlicht, auch entbehren sie der feinen sinn- und liebevollen Kunst des mittelalterlichen Schmückens. Ihr Leib ist nicht mehr aus dem wertvolleren Metall der Bronze, sondern aus Stahl, aus hartem, kaltem Stahl. Doch auch Stahl kann gut klingen. Und auch Stahl darf in erster Linie friedlichem Werk dienen. Pflugschar und Zahnrad beweisen es täglich. So möge auch für die neuen Boberower Glocken Schillers Mahnwort gelten:

„Friede sei ihr erst Geläute!“

Heimatkunde in unseren Schulen

Nach einer Anweisung des Ministeriums für Volksbildung vom 30. Juni 1955 ist in allen Schulen der Deutschen Demokratischen Republik der Heimatkundeunterricht im 4. Schuljahr eingeführt worden. Diese Anweisung geht zurück auf einen Beschluß des Politbüros der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, dem am 21. Mai grundsätzliche Ausführungen des Volksbildungsministers Fritz Lange über die Notwendigkeit der Verwirklichung des Heimatprinzips und Einführung des Heimatkundeunterrichts vorausgingen.

Nach Darlegung der Aufgaben und des Inhalts des Heimatkundeunterrichts enthält die Anweisung einen Rahmenplan für dieses neue Fach. Danach werden innerhalb der Heimatkunde erdkundliche, geschichtliche und naturkundliche Stoffe aus der Heimat behandelt, und zwar in vier Wochenstunden. Da das erläuternde Lesen und der Heimatkundeunterricht in enger Verbindung miteinander stehen und beide Unterrichtsfächer, insbesondere in der patriotischen Erziehung, unsere Schüler bedeutsame Aufgaben zu erfüllen haben, müssen beide Fächer in der Hand eines Unterstufenlehrers liegen.

Der Heimatkundeunterricht hat eine doppelte Aufgabe. Einmal soll er den Schülern die Schönheiten der Heimat aufzeigen, in ihnen die Liebe zu diesem Stückchen Erde erwecken, und dann soll er Kenntnisse erkundlicher, geschichtlicher und naturkundlicher Art vermitteln. Dabei muß den jungen Menschen zum Bewußtsein gebracht werden, daß diese engere Heimat ein Teil unserer Deutschen Demokratischen Republik ist, daß sie kein Eigendasein führt, sondern in mannigfaltiger Beziehung zum Kreis, zum Bezirk und zu den anderen Teilen des Landes steht.

Soll aber der Unterricht im Schüler eine echte Heimatliebe wachrufen, dann muß der Schüler erst einmal seine Heimat kennen. Er lernt sie am besten kennen, wenn er sie erwandert, wenn er sie erlebt. Führen wir die Kinder heran an die Schönheiten der Heimat, machen wir sie bekannt mit den mannigfachen Erscheinungen ihrer engeren und später auch weiteren Umwelt. Im Vordergrund aller Unterrichtsmethoden wird hier der Unterrichtsgang, der Lehrausflug stehen. Er schafft über die unmittelbare Anschauung die sachlichen Grundlagen für die Heimatkunde.

Die Unterrichtsgänge und Lehrausflüge führen die Schüler in den Heimatort, soweit der im 3. Schuljahr noch nicht eingehend genug behandelt wurde, in die nähere und weitere Umgebung und endlich in den Kreis hinein. Daraus folgt, daß der Unterricht in Heimatkunde nicht nach einem allgemeinen Plan, der für alle Schulen Gültigkeit hat, erfolgen kann, sondern er muß nach örtlich aufzustellenden Plänen durchgeführt werden.

Der Orts- und Kreisplan für Perleberg umfaßt zwei Teile:

1. Unsere Heimatstadt Perleberg und ihre Umgebung
2. Unser Heimatkreis Perleberg

Der erste Unterrichtsgang führt die Schüler in die Innenstadt. Sie haben zwar die Umgebung der Schule und die hauptsächlichsten Teile der Stadt bereits im 3. Schuljahr erarbeitet; der jetzige Unterrichtsgang soll die erworbenen Kenntnisse wiederholen, vertiefen und erweitern. Der Weg führt an der Buhne entlang, geht durch den Schulgang zum Kirchplatz und Großen Markt. Im Schulgang ist noch ein gutes Stück der alten Stadtmauer zu sehen; auf dem Kirchplatz betrachten wir die schönen alten Giebelhäuser, und auf dem Großen Markt besuchen wir den Roland und das schönste der mittelalterlichen Häuser mit seinen holzgeschnitzten Figuren und der wieder lesbar gemachten Inschrift. Am Wallgebäude vorbei geht es in den Hagen und am Mühlenkanal entlang zur Schule zurück.

Der mit so kurzen Worten geschilderte Verlauf des Unterrichtsganges trägt eine umfangreiche Stoffmenge an die Kinder heran. An der Stepenitz, am Mühlenkanal, im Hagen, in der Grabenstraße und am Zusammenfluß der beiden Flußarme werden zahlreiche geographische Grundbegriffe gewonnen. Die Feststellung des Verlaufs der Hauptstraßen nach den Himmelsrichtungen schafft die Grundlagen für die Erarbeitung der Ortskarte.

Aber auch alten Zeugen der Geschichte der Stadt Perleberg begegnen die Kinder. Da ist die alte Stadtmauer im Schulgang, hinter dem Thormannschen Grundstück in der Karl-Marx-Straße und im Hagen. Da sind die alten, schönen Fachwerkhäuser am Kirchplatz und am Großen Markt; da blickt der alte Roland unbeweglich auf die frohe Schar zu seinen Füßen herab. Das Museum im Mönchort (eine frühere Perleberger Schule) und die alte Schule am Wallgebäude fordern eine Betrachtung der Geschichte der Perleberger Schulen.

Diesem Unterrichtsgang durch die Stadt schließt sich eine gründliche Auswertung der gemachten Beobachtungen und der Feststellungen in der Klasse an, wobei die Arbeit am Sandkasten, die Erarbeitung von Tafelskizzen, die Vervollständigung der Ortskarte usw. eine große Rolle spielen. Es würde zu weit führen, im Rahmen dieser Ausführungen näher darauf einzugehen.

Der folgende Lehrausflug führt zum Weinberg. Wir wandern durch den Hagen, am Ufer der Stepenitz entlang nach Neue Mühle. Dort biegen wir



Foto: A. Hoppe

Perleberg: An der alten Stadtmauer

ab nach Perlhof hinüber und folgen dem Lauf der Perle bis zur Quelle. Vielleicht hat diese Perle am Fuße des Weinberges einst unserer Stadt den Namen gegeben. Nun geht es hinauf auf den Galgenberg, der alten Perleberger Richtstätte. Als ich einmal vor nunmehr über 20 Jahren, ich hatte noch wenig in der Perleberger Chronik geblättert, mit meinen Schülerinnen diesen kleinen Vorhügel der Weinberge erstieg, blühte ringsherum in ihrer ganzen Pracht die Kuhschelle. Weil wir den Namen des Hügels nicht kannten, taufte wir ihn „Kuhschellenberg“. So hieß er lange Zeit, und erst später erfuhr ich die Bezeichnung Galgenberg. —

Von hier geht der Weg weit hinaus in das umliegende Land. Dicht hinter uns liegt Perlhof, dahinter erhebt sich Perleberg, und in der Ferne können wir Wittenberge sehen. Die unmittelbare Umgebung unserer Stadt bietet sich unsern Kindern dar. Sie machen die Lage der unmittelbaren Nachbardörfer aus, verfolgen mit den Augen die von der Stadt ausgehenden Straßen, suchen den Lauf der Stepenitz und blicken hinein in das schöne Tal nach Lübzow hinunter. Noch schöner ist der Blick vom höheren Weinberg hinunter, den zu besteigen sich ebenfalls lohnt. Für den Lehrausflug zum Weinberg empfiehlt es sich, einen Wandertag zu benutzen. Dann ist

genügend Zeit, die „Kammwanderung“ durchzuführen, wie sie uns Herr Hoppe in Nr. 3 dieser Zeitschrift schildert.

Zahlreich sind die geographischen Objekte, die die Schüler auf dieser Wanderung kennen lernen. Aber auch der geschichtliche Stoff kommt nicht zu kurz. Von der Deutung des Namens Perleberg sprach ich schon. Weiterhin wird vom früheren Weinbau auf dem Weinberg zu sprechen sein, von der Geschichte des Galgenberges, von Peter Brauns Grab und der Sage, die es umgibt. Hier können wir die Schüler Einblick in frühere Verhältnisse gewinnen lassen und zugleich die Brücke zur Gegenwart schlagen. Bei der Geschichte des Galgenberges bleiben unsere Betrachtungen nicht im Vergangenen haften, wir lenken die Blicke der Schüler auf das heutige Gerichtswesen.

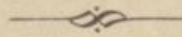
Auch die naturkundliche Seite des Heimatkundeunterrichts kommt auf diesem Lehrausflug zu ihrem Recht. Der Rückweg führt uns durch die ausgedehnten Obstplantagen rechts der Reetzer Chaussee nach der Stadt zurück. Die Schüler haben Gelegenheit, die Obsternte zu beobachten, Obstsorten zu betrachten, Stein- und Kernobst zu unterscheiden, die Bedeutung der Obstanlagen für unsere Ernährung zu erörtern usw. Schon auf dem Weinberg traten naturkundliche Objekte in Form von Nadelbäumen und Pilzen an die Kinder heran.

Nach Rückkehr in die Schule wird das Beobachtete und Festgestellte wiederum ausgewertet. Der Höhenzug des Weinberges mit der Stadt Perleberg und der näheren Umgebung wird im Sandkasten dargestellt, davon in gemeinsamer Arbeit zunächst eine Tafelskizze und endlich eine Umgebungskarte unserer Heimatstadt angefertigt. Diese Arbeit dient gleichzeitig der Herbeiführung des Kartenverständnisses. Auch die geschichtlichen und naturkundlichen Stoffe sind unterrichtlich auszuwerten, worauf hier nicht näher eingegangen werden soll.

Die Erwanderung der weiteren Umgebung Perlebergs führt die Kinder schon in den Kreis hinein und wird bei der Darstellung des Kreisplans geschildert werden.

Zum Schluß sei mir gestattet, auf einige Schwierigkeiten im Heimatkundeunterricht hinzuweisen. Nur der Lehrer kann einen wirklich guten Heimatkundeunterricht erteilen und den Funken der Heimatliebe in den Herzen der Kinder entzünden, der selbst die Heimat kennt. Da aber viele Lehrer aus ganz anderen Gegenden in den Kreis Perleberg kamen, andere wiederum keine Gelegenheit hatten, sich mit der Heimatgeschichte oder anderen heimatkundlichen Stoffen zu beschäftigen, muß diesen Lehrern geholfen werden. Eine Hilfe finden sie schon in dem kürzlich vom Pädagogischen Kreiskabinet herausgegebenen Büchlein „Der Kreis Perleberg“. Es ist eine Zusammenstellung hauptsächlich des geographischen Stoffes. Die Fachkommission „Heimatkunde“ beim Pädagogischen Kreiskabinet beabsich-

tigt, für die Hand der Lehrer ein Heimatbuch des Kreises Perleberg zu erarbeiten und für die Hand der Schüler ein heimatliches Leseheft zusammenzustellen. Außerdem ist der Wert dieser Zeitschrift für den Heimatkundeunterricht nicht hoch genug einzuschätzen. Schon jetzt kann der Heimatkundelehrer auf recht gute Darstellungen zurückgreifen, die sein eigenes Wissen um die Heimat vergrößern und seinen Unterricht in Heimatkunde verbessern. Aber das bisher Erreichte, so gut es ist, genügt noch nicht. Daher werden alle bewährten Heimatfreunde und Heimatkundelehrer aufgerufen, mitzuhelfen an der Ausgestaltung dieser Zeitschrift und sie zu einer unversiegbaren Quelle heimatkundlichen Materials sowohl erdkundlicher, als auch geschichtlicher und naturkundlicher Art zu machen.



Wer weiß es genau?

Unter dieser Frage lasen wir in der „Schweriner Volkszeitung“ eine Abhandlung über die „Entstehung des Ortsnamens Perleberg.“ Um es vorweg zu sagen: keiner weiß es genau! Wie man um fast alle Orts- und Flußnamen rätselraten und deuten muß, so ist das auch mit dem Namen Perleberg. Die drei bekanntesten Deutungen sind nachstehende:

1. Beckmann schreibt 1755 in seiner „historischen Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg“ über den Ortsnamen Perleberg: „Die meisten nehmen ihn von einem nahe gelegenen, wiewohl kleinen Spring, die Perle heißen, so nahe bei den Weinbergen entspringet, auch Muscheln mit Perlen darin gefunden werden, dergleichen sich auch noch in den Teichen, wodurch er fließt, sollen finden lassen, daher der Name Perl gekommen, auch folgend die Stadt Perleberg benannt sei.“
2. Vogel, Ende des 19. Jahrhunderts Gymnasialdirektor in Perleberg, deutet den Namen slawisch. Die alte Schreibart „berleberge“, die wir um 1305 finden, lautet er ab vom slawischen „Brelaberga“ und sagt dazu: „Dieses besagt einfach soviel wie Klossberg, Schollenufer, eine Bezeichnung, die auf die allerseits sanft ansteigende, flach abgerundete

Stepenitzinsel, auf der Perleberg liegt, vollkommen paßt.“ An anderer Stelle deutet er den slawischen Namen auch mit „Lehmdorf“, „Lehmhütten“.

3. Professor Stuhl erklärt germanisch. Er hält unsere Prignitz für ein altgermanisches Pferdezuchtgebiet und bringt die meisten hiesigen Ortsnamen in irgendeine Beziehung zum Pferd. Für Perleberg sagt er, daß das Stammwort „perdle“ sei, eine Bezeichnung für besonders kleine Pferde. Danach sei also Perleberg eine Art „Ponygestüt“ gewesen.

Nun, die letztere Deutung erscheint uns fraglos etwas gesucht, obschon die Prignitz zur Germanen-(Bronze-)zeit zweifellos dicht bevölkert war und auf hoher Kulturstufe stand, wie es allein schon das Königsgrab Seddin mit seinen einstigen Ausmaßen und seinen wertvollen Einlagen beweist.

Die zweite Deutung kann insofern eine gewisse Möglichkeit für sich beanspruchen, als nach dem Fortzug der Germanen aus unserer Heimat (um 350) sich dieselbe ab 500 mit Slawen auffüllte und in dieser Zeit sehr viele Siedlungen entstanden sein werden. Gegen die slawische Herkunft des Namens, wenigstens in der Deutung, wie Vogel sie anführt, spricht allerdings etwas die Tatsache, daß auch im rein deutschen Siedlungs- und Sprachgebiet Westfalen der Name „Perleburg“ zu finden ist.

Die erste Deutung, die von Beckmann, scheint auch uns die wahrscheinlichere zu sein. Der von dem Bächlein immerhin noch 1 km entfernte einstige Ortskern auf der Stepenitzinsel wird dabei seinen Namen nicht von diesem kleinen Wasserlauf, der heute immer mehr verkümmert und zuwächst, erhalten haben, sondern von der Tatsache, daß die in der Überlieferung oft erwähnten Stepenitzmuscheln mit ihren Perlen in früheren Zeiten einmal wirklich in unseren heimischen Gewässern vorhanden waren. Besonders zahlreich vielleicht eben in dem Zulauf, der vom Fuße des Weinberges kam, und der daher auch auf den Namen „Perle“ getauft wurde. Eine starke Unterstreichung der Wahrscheinlichkeit der Beckmann'schen Deutung dürfen wir auch darin sehen, daß der nach seiner Stadtgründung (1239) immer selbständiger werdende Ort das alte feudalarrechtliche Stadtsiegel (die Gans auf dem Stadttor) abschaffte und als neues Stadtsiegel die Perle erwählte. Die Perle muß für unsere Stadtväter vor 700 Jahren also eine besondere und innige Beziehung zur Stadt und ihrem Namen gehabt haben. Noch heute ist sie unser Siegel und unser Stadtwappen. Von der großen Perle in der Mitte geht der Glanz in acht Strahlen aus. In jedem Strahlenwinkel ist eine weitere Perle eingebettet. In manchen Darstellungen finden wir zusätzlich noch zwei Kränze kleinster Perlen, die sowohl das Ganze als auch die große Perle in der Mitte umschließen.

A. H.

ERWIN LADEMANN

Herbstlied

*Die Liebe, die uns über Jahre eint,
ist wie am ersten Tage jung und schön.
Zwar werden wir älter und oftmals scheint
des Herbstes Wind uns herber anzugehn.*

*Doch auch zu später Stunde schmeckt der Wein,
wenn über stillen Seen der Nebel wallt.
Ein gutes Leben will gefeiert sein,
denn uns're Liebe wurde niemals alt.*

Mit diesem Herbstlied verabschiedet sich unser Mitarbeiter Erwin Lademann von uns, um ein Jahr am neugeschaffenen Literaturinstitut in Leipzig zu studieren. Wir beglückwünschen Erwin Lademann zu seiner Delegation nach Leipzig und danken ihm für seine bisherige wertvolle Mitarbeit.



Foto: A. Hoppe

Eine Neuzüchtung

KARL-ERICH GRAM

Perleberg – der Obstgarten der Republik

Alljährlich in den Sommermonaten steht unsere Kreisstadt im Bann der Obst- und Beerenernte. Die Heimatzeitung bringt für ihre Leser Aufrufe zu freiwilliger Hilfe besonders bei der Bergung der Beeren. Die Plantagenbetriebe annoncieren in der Erwartung, recht viele Pflücker zu gewinnen. Das alles ist gewissermaßen schon zur Selbstverständlichkeit geworden. Niemand spricht daher mit besonderer Betonung noch von dem heimischen Obstanbau. Und doch verbirgt sich hinter diesem Ausdruck mehr, als viele auch nur zu ahnen vermögen.

Vor wenigen Wochen wurde erstmals in der Heimatpresse darauf von staatlicher Seite verwiesen, daß Perleberg das größte und bedeutendste Obstanbaugebiet unserer Republik ist. Bereits im Vorkriegsdeutschland stand das Perleberger Gebiet in der Obsterzeugung und Ausdehnung der Obstanlagen an zweiter Stelle nach dem Schwabenland (Württemberg).

Die Ergebnisse eines erfolgreichen Erntejahres (1939) mögen die Bedeutung Perlebergs in diesem Rahmen erleuchten:

30 000 Zentner Johannisbeeren,
18 000 Zentner Sauerkirschen und Schattenmorellen,
14 000 Zentner Stachelbeeren.

Oft und intensiv beschäftigten sich unsere Vorfahren mit dem Gedanken, welcher Anbauform und -frucht der größte Erfolg auf dem von Natur aus kärglichen Heimatboden beschieden sein mag. Viele Versuche wurden von heimischen Landwirten in dieser Richtung angestellt, meist jedoch mit nur geringem Erfolg. Hart und mühsam war die Kultivierungsarbeit auf dem armen Sandboden, der alles in allem ein Produkt des Eiszeitalters darstellt. Im Verlauf der Eiszeiten war es im norddeutschen Raum zur Bildung von Grund- und Endmoränen gekommen. Auf der Außenseite der Endmoränen, also nach Süden, haben die vom Inlandeis herabströmenden Schmelzwässer breite Sand- und Kiesflächen, die sogenannten Sander (isländisch Sandr = Sandflächen), abgelagert. Sie begleiten in breiten Streifen den alten Eisrand und sind die unfruchtbarsten Gebiete des mitteleuropäischen Tieflandes. Meist sind sie mit Kiefernwäldern bestanden. Solche Sanderflächen finden wir in der Lüneburger Heide, und sie sind auch östlich der Elbe in unserer Gegend wie in der Uckermark anzutreffen. Eine Ausnutzung dieser Flächen erfolgte jahrhundertlang nur in bescheidenem Roggen- und Kartoffelanbau. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde nach vielen Bemühungen der Schlüssel zur größtmöglichen Ausnutzung der Sandflächen gefunden.

Als besonders geeignet hatte sich der Spargel als Gemüsepflanze gezeigt. Er erwies sich als anspruchslos gegenüber dem Boden und erbrachte auf dem heimischen Sandboden 6. und 7. Güteklasse eine vorzügliche Qualität. Zwar brauchte er alljährlich viel Dung, wodurch aber letztlich der Boden ständig nährstoffreicher wurde und den emsigen Landwirten höhere Bodenrenten gewährte. Der verbesserte Boden bildete später die geeignete Grundlage für die Obstanlagen. Als erster Anbauer der Spargelkulturen in Perleberg gilt der ehemalige Plantagenbesitzer Carl Mertiny (Berliner Straße). Nach 1870 hatte er die ersten Flächen in Spargelanlagen umgewandelt. Seinem Beispiel folgten rasch weitere Berufskollegen. Um 1900 bestanden bereits 80 Morgen Spargelanlagen, die nach dem ersten Weltkrieg auf über 1650 Morgen anwuchsen.

Inzwischen waren die ersten Anlagen — sie können über 20 Jahre alt werden — durch notwendigen Fruchtwechsel in andere Kulturen überführt worden. Wie bereits ausgeführt, boten die alten Spargelfelder jetzt eine nährstoffreiche Grundlage für den Obstbau, dem zugleich auch die klimatische Lage unserer Heimat entgegenkam. Quer durch unseren Kreis zieht sich die Übergangszone zwischen dem maritimen und dem Kontinentalklima. In bezug auf die jährliche Niederschlagsmenge schneidet Perle-



Foto: A. Hoppe

Leckere Frühzwetschen

berg mit über 700 mm (manchmal bis zu 720 mm) noch recht günstig ab. Das kommt den Obstkulturen sehr zustatten. Diesen Umständen entsprechend erfuhr nun der Obstanbau eine schnelle Entwicklung. Bis zum zweiten Weltkrieg war die städtische Umgebung von vielen Plantagen und Junganlagen umgeben. Im Vergleich zu dem bekannten Werder a. H. zeigte sich hier die Anbaustruktur großzügiger (Plantagenbetriebe), während Werder die typischen Kleingartenanlagen bietet. Auch in der Obstverwertung ergibt sich ein interessanter Vergleich. Während Perleberger Obst zur Belieferung der Industrie (Konserven, Mostereien) Verwendung fand, wanderte das Obst aus Werder — wie heute — nach Berlin auf den Markt zur Frischobstversorgung der Bevölkerung.

Selbstverständlich hat der zweite Weltkrieg auch dem Perleberger Obstanbau beträchtliche Rückschläge gebracht. Die Spargelanlagen wurden nicht

verjüngt und machten dem nach 1945 so wichtigen Roggenanbau wieder Platz, ebenso wie ein Teil der Obstplantagen. Dank der zielbewußten Wirtschaftsführung unserer Regierung gelingt es aber mehr und mehr, durch Steigerung der Hektarerträge genügend Flächen wieder freizumachen für neue Spargel- und Obstplantagen. Bereits jetzt ist Perleberg wieder der bedeutendste Obstproduzent unserer Republik geworden und darf daher mit Recht als „der Obstgarten unserer Republik“ bezeichnet werden.

HERMANN GRAEBKE

Wo Fritz sien Geld herfriggt

*Fritz har den Hof von Vaddern kreg'n,
Un mit den Hof ok Vadders Segen;
Un wat een Vadderssegen deiht,
In d' Bibelbook to lesen steiht:
„Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser.“
Fritz baut een Wohnhus, hellisch sien,
Baut Ställ för Schoop un för de Swin;
He löt de Wischen all planeer'n,
Den Acker hier un da drängneer'n,
Plant Plum- un Beer- un Appelböm
Un makt de Upfohrt breed un schön.*

*Sien Mudder kek dat still mit an;
Se dacht an ehren selig'n Mann,
Wo sporsom de doch wesen wär,
Un Fritz smee mit dat Geld ümher.
Se sorgt un bangt un weent sich satt,
So männigmol wär d' Schött ganz natt.
Ens röp se Fritzen bi sich ran.
„Lew Jung,“ säd se, „segg mi blot an,
Segg mi üm alles in de Welt,
Wo kriggst Du her dat völe Geld?“*

*„Ut d' Tasch, lew Mudder! Werd't da knapp,
Denn krig ik werrer wat ut d' Schapp.“*

Unsere heimischen Rabenvögel

Seltener hört man in letzterer Zeit etwas über unsere einheimischen Rabenarten in der neueren Literatur; ja, mancher Leser dieser Zeilen wird sich zuerst vielleicht sagen, Krähen und Elstern seien doch so alltäglich bei uns; lohnt es sich da überhaupt, über diese allgemein bekannten Vögel zu schreiben? —

Wohl kaum eine Vogelgruppe wird von der Allgemeinheit so verkehrt eingeschätzt, falsch klassifiziert wie gerade unsere Raben. Da meinen die einen, sie gehören zu den „Aasvögeln“, während andere wieder glauben, sie zu den Raubvögeln zählen zu müssen. Nun, mit den Raubvögeln (man sagt besser Greif- oder Stoßvögel) haben sie weder im Körperbau noch in der Schnabelform etwas gemein. Ebenfalls ist ihre Wesensart eine ganz andere. Raben gehören zu der Ordnung der Singvögel (Oscines), deren charakteristisches Merkmal ein aus sechs Muskelpaaren gebildeter Stimmapparat am unteren Kehlkopf ist. Und trotzdem diese grobe Stimme, dieses Gekrächze, wird man sagen. Wer sich aber näher mit ihnen beschäftigt, wird bald eines anderen, Besseren belehrt werden. Alle unsere Rabenarten lernen beim näheren Umgang mit den Menschen mehr oder weniger gut menschliche, aber auch tierische Laute nachahmen. Ihr Singmuskelapparat ist also von Natur aus wohl ausgebildet. Häherarten imitieren bereits im Freien die Gesänge vieler kleinerer Singvögel. Daß man ihnen aber vorher die Zunge lösen muß, um ihnen menschliche Laute beizubringen, ist ein Irrtum, eine unmenschliche Grausamkeit. Es ist wohl selbstverständlich, daß einem einwandfreien, gesunden Vogel bedeutend leichter etwas beizubringen ist als einem an der Zunge verstümmelten. —

Alle heimischen Rabenarten leben in Monogamie; einige (Kolkrabe) wahrscheinlich sogar in lebenslänglicher Dauerehe. Von Gestalt sind sie kräftig und gedrungen; der starke, harte, an der Spitze leicht gekrümmte Schnabel hat etwa die Länge des Kopfes. Die Nasenlöcher sind bei einigen Arten mit aufwärts gerichteten Borsten bedeckt, sonst aber frei, nur die Zügelbefiederung ist bei allen unseren heimischen Rabenarten borstig. In der Wesensart sind einige Arten gesellig, andere wiederum leben paarweise oder streichen vereinzelt, unster durch ein größeres Gebiet. — Alle Rabenarten sind kluge, verschlagene Vögel, immer gleich bereit, Bussarde, Habichte und Eulen zu belästigen und danach zu stoßen. Als wehrhafte und fluggewandte Vögel sind sie wohl in der Lage, diesen Strauchrittern das Leben zu verbittern. Sie sind mit ihren Unterfamilien und Untergattungen, wozu auch die Paradies-, Gärtner- und Laubenvögel gehören, mit Ausnahme von Neuseeland, über die gesamte Erde verbreitet. —

Der größte Vertreter unserer heimischen Rabenvögel ist der alte germanische Wodansvogel, der Kolkkrabe, ist doch sein Körpervolumen dem eines kleineren Huhnes gleich. — Kräftig von Gestalt, mit stark gebautem Körper und schwarzem, stahlblau, auf den Flügeln grünlich glänzendem, derbem Gefieder schreitet er bedächtig, stets auf seine Sicherheit bedacht, daher. Seine Stimme ist ein tiefes, rauhes Kraw; trägt er doch auch den derb klingenden wissenschaftlichen Namen *Corvus corax*. In vielen Teilen unserer Mutter Erde findet man ihn; in Asien, fast in ganz Afrika, Nordamerika und über ganz Europa bis zum hohen Norden ist er verbreitet. Zu seinem Aufenthalt wählt er hier bei uns und im Norden unseres Erdteils mit Vorliebe bewaldete Gegenden, gehört aber hier in der Prignitz bereits zu den Seltenheiten. — Mir ist er in der Karstädter Umgebung vor Jahren nur einmal begegnet, obgleich er in der Prignitz stellenweise Brutvogel ist. Etwas häufiger traf ich ihn bereits im mittleren Schweden an, wo ich ihn mehrere Male in der Gegend von Gävle an der Ostseeküste Muscheln und anderes Getier aufnehmen sah. —

So häufig die Kolkkraben dort an den Küsten und im Innern Schwedens auch sein mögen, so schwierig ist es zuweilen, ihren augenblicklichen Aufenthalt ausfindig zu machen, da sie ein sehr unstetes Leben führen und über das von ihnen bewohnte weite Gebiet anscheinend mehr sporadisch verbreitet sind. Ganz anders war seine Wesensart in den tropischen und subtropischen Gebieten, auf der Halbinsel Sinai und besonders in Oberägypten, wo ich ihn zu allen Tageszeiten paarweise antraf. Im Dorfe Karnak bei Luxor (Oberägypten) hatte ein Kolkkrabenpaar seinen Standort, welches ich mehrere Monate lang in aller Ruhe beobachten konnte. Da man sie seitens der Araber wenig oder gar nicht beachtete, waren sie wenig scheu, ja, sie waren für ein Rabenpaar recht zutraulich. Tagsüber tummelten sich beide zwischen den Tempelruinen, oder sie hockten auf den Vorsprüngen des alten Gemäuers, um etwas Genießbares zu ergattern. Nichts entging ihrem Späherauge, nur allzubald hatten sie etwas entdeckt, sei es nun eine Ratte oder eine Springmaus. Mehrere Male sah ich auch, wie ein 20—30 cm langer Waran bewältigt wurde. Aber es kam auch vor, daß beide die Nester der dort sehr häufigen, stellenweise halbdomestizierten, an den Häusern oder im Oleandergebüsch brütenden Palmtauben (*Turtur senegalensis*) plünderten. Übergriffe an sonstigem Hausgeflügel waren unbekannt. Im großen und ganzen war ihnen der Tisch dort das ganze Jahr über so reichlich gedeckt, daß Nahrungssorgen für ein Rabenpaar überhaupt nicht in Frage kamen. —

Die Brutzeit begann dort, wie auch weiter südlich in Nubien (in den Ortschaften Shellal und Derr, wo ich ebenfalls Gelegenheit zur Beobachtung hatte), im Februar, so daß man bereits im März in den Nestern, welche meist auf Felsvorsprüngen oder in den Nischen der alten Tempel angelegt waren, fast vollständig befiederte Junge vorfand. In Nubien ge-

selte sich zu ihnen manchmal schon ein zu weit nach Norden verflogener, südlich der Sahara sehr häufig vorkommender Schildrabe (*Corvus scapularis*), welcher aber bedeutend kleiner und anders gefärbt ist. —

In einem griechischen Restaurant in Luksor traf ich einen zahmen, frei herumfliegenden Raben an, welcher außer den griechischen Wörtern: papa, mama, malista auch die italienischen Wörter: Vuole mangiare, vuole mangiare Lei (wollen Sie essen) oft hintereinander wiederholte. Man rief ihn mit dem eigenartigen Namen Chaud (franz. gespr. scho = heiß). Er kam auch manchmal auf diesen Ruf hin eifrig herbei, war doch mit dem Worte Chaud stets etwas Genießbares verbunden. Erhielt er etwas, so nannte er sich meistens bei seinem eigenen Namen, seltener brachte er in diesem Falle das arabische Wort: katakerak (danke) heraus. Oft sagte er aber auch kurz sein zweites französisches Wort, nämlich „merde“, welches auch der Franzose in besserer Gesellschaft nicht gern anwendet. Brachte ihn sein Herr für einige Zeit auf den Hof, so saß er dort meistens stundenlang auf dem Zaun und ahmte das Röhren der Maultiere, das Rufen des Wiedehopfes, wobei er ebenfalls den Kopf nach hintenüber bog, und das Geschrei der Schmarotzermilane nach. Ihr Gekreische brachte er ebenfalls oft, sobald ich ihm etwas Freßbares zuwarf. Er war sich also der Bedeutung der ihn gelehrt Worte nicht bewußt. Überhaupt ist es unsinnig, ausgerechnet einem Vogel, wie es leider häufig unter den sogenannten Auchvogelfreunden noch vorkommt, menschliches Empfinden beimessen zu wollen. —

Gleich in Gestalt und Gefiederfärbung, nur mit violettem Glanz, aber bedeutend kleiner ist die Rabenkrähe (*Corvus corone*) und ebenfalls, was Gestalt und Körperform betrifft, aber mit grauen Schultern und grauem Oberrücken und gleich gefärbter Unterseite, die Nebelkrähe (*Corvus cornix*). Erstere ist oder soll häufig westlich der Elbe sein, während hier bei uns eigentlich nur die Nebelkrähe angetroffen wird. — Aber auch westlich der Elbe kommt sie meiner Beobachtung nach recht häufig vor. In der Lüneburger Heide, in der Umgebung von Walsrode und Fallingbostel traf ich vor Jahren die Nebelkrähe bedeutend häufiger an als die Rabenkrähe. Ebenfalls war sie im Süden, im Nildelta, eine allgemeine Erscheinung, während die Rabenkrähe dort zu fehlen scheint. — Weiter südlich, in den Oasen (Oasis el Fajum), war auch unsere Nebelkrähe bereits eine Seltenheit, kam aber dort immerhin vereinzelt noch vor. —

Beide Arten schreiten sehr frühzeitig im Jahre zur Brut; bei warmem Wetter wird oft schon Anfang März mit dem Nestbau begonnen. — Dort, wo die Verbreitungsgebiete der Raben- und Nebelkrähe zusammentreffen, verpaaren sich beide Arten oft miteinander, und zwar war hier in unserer Prignitzer Gegend stets das Männchen eine Rābenkrähe. Reziproke Verpaarungen scheinen sehr selten zu sein, wenigstens habe ich hier noch keine solche beobachtet. Übrigens leicht zu beobachten und festzustellen, man braucht nur die Brutvögel zu beobachten. Nur das Weibchen brütet

fast ausschließlich und wird nur vom Männchen in den Mittagsstunden kurz abgelöst. —

Raben- sowohl wie Nebelkrähe, auch die Bastarde beider Arten, nehmen häufig, besonders an wärmeren Tagen, eine eigenartige Schlaf- oder Ruhestellung ein, indem sie minutenlang mit tief herunterhängendem Kopfe auf einem Ast hocken. —

Ausgezeichnet durch tiefschwarzes Gefieder mit prächtigem stahlblauem und violetter Glanz und wenig gebogenem, stumpfschneidigem, nacktem, gelblichem Schnabel ist die Saatkrähe (*Corvus frugilegus*). Sie ist eigentlich ein Zugvogel, welcher bei kaltem Wetter oft schon im Oktober mildere Gegenden in Südeuropa aufsucht. Ein großer Teil überwintert aber hier und kommt dann bei starkem Schneefall in den kalten Wintertagen in die Ortschaften, um auf Dungstätten oder an einem Aase, welches sie sonst ungern annimmt, ein recht kümmerliches Dasein zu fristen. Im Frühjahr halten sie sich am liebsten auf frischgepflügten Äckern auf, um dort ihre Nahrung zu suchen; abends fliegen sie in Gehölze, um dort in Scharen zu übernachten. Bei uns schreiten die Saatkrähen etwa Mitte März zur Brut, wenigstens beginnen sie um diese Zeit mit dem Nestbau. Sie brüten in Kolonien, so daß oft mehrere Nester auf ein und demselben Baume angelegt werden. Die Jungen werden nur mit animalischer Kost (Engerlingen, kleineren Lurchen usw.) gefüttert. Später werden allerdings auch pflanzliche Stoffe, wie Getreidekörner und Pflanzenkeime, aufgenommen. Über den Nutzen und Schaden der Saatkrähen ist in früherer Zeit bereits so viel geschrieben worden, daß es sich für mich erübrigt, darauf näher einzugehen.

Bedeutend kleiner als die bis jetzt erwähnten Rabenarten ist die Dohle (*Corvus colaeus* oder *Colaeus monedula*). Sie ist ebenfalls gesellig und brütet hauptsächlich an Türmen, alten Kirchen, Ruinen, aber leider auch in Schornsteinen, wodurch der Rauchabzug nicht nur gestört, sondern oft auch total behindert wird. Von ihren einmal gewählten Nistplätzen sind sie schwer zu vertreiben. Ihre Hauptnahrung sind Insekten, Würmer, auch Getreide, namentlich Weizen. Aber auch junge Vögel sind vor ihnen nicht sicher, teilweise sind sie sogar arge Nestplünderer. Ist Wind oder Regen im Annahen, so werden sie sehr unruhig und fliegen dann dicht, ähnlich den Schwalben, über dem Erdboden dahin und lassen ihre Stimme beständig hören. Ihr Verbreitungsgebiet ist ein großes, ist aber nach dem Norden hin bedeutend weiter ausgedehnt als nach dem Süden. Das südlichste Gebiet, wo ich noch Dohlen in größeren Mengen antraf, war die Türkei. — In Konstantinopel sah man sie noch in ziemlicher Menge, besonders auf den Minaretts der Moscheen sitzen und scheinen auch dort vielleicht noch Brutvögel zu sein. Dagegen waren sie in Smyrna schon eine Seltenheit. —

Von gleicher Größe ist ungefähr die Elster (*Pica pica*), jedoch mit bedeu-

tend längerem Schwanz, der einen prächtigen metallischen Glanz besitzt und eine wahre Zierde für sie ist. Brust und Schultern sind weiß, das übrige schwarze Gefieder hat einen grünen, bei gewisser Lichteinwirkung auch rötlichen Metallglanz. Das Weibchen ist wenig kleiner, kurzschwänziger und matter gefärbt. Sie ist ein in ganz Mitteleuropa bekannter und hier teilweise sehr häufiger Vogel, aber auch über einen großen Teil Asiens und über Nordamerika ist sie verbreitet. Gern hält sie sich in der Nähe der Ortschaften, in größeren Gärten, Parks und Alleen auf. Ihr Flug ist unsicher und bei starkem Wind schwerfällig und langsam. Ihr Nest ist meist in höheren Bäumen, es ist überdacht und enthält meistens immer 7 oft sogar 8 Eier. Trotz des verhältnismäßig hohen Geleges findet man jedoch meistens nur 3—4, oft sehr ungleich entwickelte Junge im Nest. —

Wo sie allzu häufig auftritt, wirkt sie äußerst schädlich durch Zerstören der Nester kleinerer Singvögel; ebenfalls raubt sie auf Hühnerhöfen trotz des Widerstandes der Klucke junges Federvieh. Im Wesen ist sie sehr unruhig und, wo ihr nachgestellt wird, sehr scheu und vorsichtig. —

Noch unruhiger und lebhafter ist der schön gefärbte Eichelhäher (*Garrulus glandarius*), einer unserer schönsten Vögel. Man findet ihn in ganz Europa, mit Ausnahme des Nordens. In der Prignitz gehört er zu den häufigsten Vögeln, nimmt aber nach dem Norden zu an Zahl ab. — Bereits im südlichen Schweden ist er schon bedeutend seltener als bei uns. In der Umgebung von Eslöv (Südschweden) traf ich ihn nur noch vereinzelt paarweise an. Man findet ihn sowohl in tiefen Waldungen als auch in gemischten Vorwäldern, besonders aber in solchen mit Eichen- und Buchenbeständen. Er nährt sich meistens von größeren Insekten, Würmern, Fröschen, Vogeleiern, jungen Vögeln und Mäusen, ja er ist einer unserer größten Nestplünderer. Kein Kleinvogelnest ist vor ihm sicher; er wagt sich sogar, trotz seiner geringeren Körpergröße, an junge Ringeltauben, sofern sie in ihrer Entwicklung noch nicht zu weit vorgeschritten sind, heran. Im Herbst bilden Eicheln und Bucheckern seine Hauptnahrung.

Das Nest des Eichelhähers ist gewöhnlich nicht weit vom Erdboden entfernt, etwa 4, höchstens 8 Meter hoch angelegt und enthält 5—7 Eier. Sein Flug ist noch unsicherer als jener der Elster und besteht eigentlich nur aus kurzen, unregelmäßigen Flügelschlägen. Er fliegt daher ungern über weitere Strecken.

Der Eichelhäher gehört zu unseren gelehrigsten Vögeln. Schon im Freien findet man nicht selten Häher, welche die verschiedensten Tierstimmen und ebenfalls Gesänge kleinerer Singvögel täuschend ähnlich nachahmen. Vor mehreren Jahren traf ich in Triglitz (Ostprignitz) einen Eichelhäher an, welcher das Wiehern des Pferdes derartig laut und deutlich imitierte, daß ich fast erschrocken stehen blieb, bis ich den Vogel in einem Weidengebüsch gewahr wurde.

Der Nußhäher (*Nucifraga caryocatactes*) mit weichem, schwarzbraunem

Gefieder, auf dem Rücken und an der unteren Brust mit weißen Tropfenflecken, hat einen spechtartigen Schnabel und kommt hier in der Prignitz sehr selten, nur im Herbst und Winter auf dem Zuge vor. Er ist dann sehr zutraulich, was ihm oft verderblich wird. Außer Insekten, wie Käfer, Heuschrecken, Libellen, frißt er auch gern Beeren; besonders scheint er Hollunderbeeren zu lieben. Im Wesen ist er ein ruhiger, stiller, kaum auffallender Vogel.

K. v. RÖNNE

Das Hohe Ende in Perleberg

Ich blättere im Buch meiner Kindheit. Es sind helle und dunkle Blätter, wirr durcheinandergemischt, wie es gerade kommt. Zu den hellen, besonnten Blättern gehört die Straße, in der ich wohne und aufgewachsen bin. Das Hohe Ende.

Eigentlich und amtlich heißt es: am hohen Ende, aber für uns Jungen von damals, und dieses damals fällt in die Jahre 1907/1913 hinein, hieß es eben nur Hohes Ende. Es beginnt, wie jeder Perleberger weiß, an der Post und endet an der Hamburgertorbrücke, aber das ist nur amtlich. Für uns begann es erst am Parchimer Tor, das keiner der jetzt Lebenden mehr gesehen hat, und das sich dort befand, wo jetzt der Kreiskonsum seinen Sitz aufgeschlagen hat. Dicht daneben begann das eigentliche Hohe Ende. Es ist eine seltsame Straße, vielleicht die seltsamste der ganzen Stadt. Kommt man von der Post und geht einmal in ein Haus hinein an der rechten Straßenseite, so betritt man das Haus richtig im Erdgeschoß, um im Hinterhaus aus dem ersten Stock aus dem Fenster zu sehen, ohne eine Treppe gestiegen zu sein. Diese Häuser liegen mit ihren Vorderfronten auf der alten Ausfallmauer und wurden dann in die Senkung hinabgebaut. Vielleicht stammt daher der Name der Straße.

Wie war das damals? Ich erinnere mich noch an die alte Holzbrücke und an das Kopfsteinpflaster der Straße. Kurz vor 1910 wurde sie dann neu gepflastert und die heutige Hamburgertorbrücke gebaut. Diese Straße mit dem großen Platz hinter der rechten Straßenseite war das Kinderparadies, aber nur für die Kinder, die innerhalb des Raumes wohnten, der von der Bäckerei Japcke, heute Böhm, und dem kleinen Laden von Piepenröhl, heute Pruss, begrenzt wurde. Und da bin ich schon im Gestern gelandet. Man muß wissen, daß der Glanz der Straße damals das Spielwarenhaus Joh. v. Rönne war, das von meinem etwas würdigen Onkel und meinem sehr humorvollen Vater geleitet wurde. Vor mir liegt eine Photographie,

die wohl aus dem Jahre 1908 stammt, ich ging damals noch nicht zur Schule. Auf dem Platz hinter dem Rönneschen Geschäftshaus hatte die Jugend Schneehütten erbaut, und mein Vater war auf den Gedanken gekommen, diese Hütten mit Filztieren zu besetzen. Eis- und Braunbären, die von einem Hunde angebellt wurden, und die die Jungen mit Luftgewehren schossen. Als alles fertig war, holte man den alten Gräfe, der das Bild aufnehmen mußte. Im Vordergrund ein kleiner Schlitten, auf dem, glaube ich, Martin Opfermann sitzt, dahinter ängstlich angeklammert ich selbst. Vor dem Schlitten an einer Leine sechs Jungen, darunter Ernst Japcke und Fritz Markmann, der spätere Oberbürgermeister von Magdeburg. Als die Aufnahme fertig war, ging es im Galopp los. An einer Kurve stürzte der Schlitten um, und ich brüllte die ganze Umgegend zusammen.

Damals, also vor dem ersten Weltkrieg, lebte man verhältnismäßig still in der Straße. Ach, man kannte sie alle, die lieben Nachbarn und man war als kleiner Knirps auch gern bei ihnen gesehen. Der Butterhändler Hermann Neumann, Fleischermeister Robert Maneke, der ewig alte Schuster Jacob oder Bäcker Japcke, in dessen Backstube man zur Weihnachtszeit mit der Mutter zum Brezelbacken ging. Hatte man sonst nichts Wichtigeres zu tun, so setzte man sich zu Piepenröhl auf die Bank,, die er unter der Linde stehen hatte, und ließ sich von ihm erzählen. Sattlermeister Ernst Heinemann könnte noch erwähnt werden, aber er verließ schon 1910 das Hohe Ende, an seine Stelle trat Tante Toni, die dann bis zu ihrem Tode dort gelebt hat. Manchmal durfte man mit Bäcker Japcke Schwäne füttern, denn er betreute das Schwanenhaus am Flußufer. Fast jeder war damals ein Stück Original, wobei der alte Fritz Doevel nicht vergessen sein darf. Er war Friseurmeister und begrüßte jeden Kunden mit „Tag, Herr Nachbar“. Einmal machte ihn ein Kunde darauf aufmerksam, daß wohl von Nachbarschaft keine Rede sein könne, denn er komme aus Mittelamerika. Aber der lange Doevel sah ihn nur an und meinte sehr trocken: „Soviel ich weiß, liegt das auch noch auf dieser Erde.“

Damals waren die Geschäfte noch bis 8 Uhr, sonnabends sogar bis 9 oder 10 Uhr geöffnet. Viel gekauft wurde sicher nicht, aber es gab so manche heitere Plauderei. Für gewöhnlich fand sie vor den Schaufenstern des Rönneschen Geschäftes statt. Luise Neumann, die am hohen Ende 9 ein Putzmachereigeschäft unterhielt, war immer dabei, ich erinnere mich ihrer sehr deutlich, wenn sie mit ihrer lauten Stimme sprach und dabei majestätisch ihren rotblonden Kopf hob, Tante Dora, Wilhelm Röhl, der Eiserne, ein alter Graubart, der uns gegenüber wohnte, Hermann Neumann und zu meist auch der alte Quasebarth, der eine Ofenfabrik besaß. Sicher wurde alles durchgekaut, genau so, wie es heute immer wieder geschieht.

Ich sagte schon, daß wir Kleinen in allen Häusern gern gesehen waren, nur zum alten Böttchermeister Warig durften wir nicht kommen, der warf uns immer mit großem Krach hinaus. Aber das tat weiter nichts, denn seine

Frau machte alles wieder gut. Vor dem Haus Nr. 9 sahen wir uns immer etwas vor, denn dort wohnte Polizist Kraatz, und so ein Polizeimann war natürlich für uns ein Gespenst, obwohl er uns nie etwas tat, und wir mit seinen Kindern in herzlicher Eintracht lebten, was nicht besagen soll, daß wir uns nicht doch zuweilen in den Haaren lagen.

Wir waren ja alle keine Tugendpinsel, und ich weiß noch sehr gut, wie der alte Quasebarth bei meinem Vater erschien und um Ersatz einer Fensterscheibe ersuchte, weil sein Sprößling sie mit einem Blechpropeller zertrümmert hatte.

Unser Hauptspielplatz war der Platz unter der Kastanie, die dort heute noch steht. Wir Kleinen waren ständig dort, aber die Großen kamen auch zuweilen, taten mit oder sahen würdevoll zu.

Ich blättere zur Gegenwart zurück. Was hat sich nicht alles verändert! Auf der Straße vermag kein Kind mehr zu spielen, denn dort jagt der Interzonenverkehr darüber hin. Die Straße dient allein dem Verkehr. Rönnes Spielwarengeschäft ist längst eingegangen. Auch die anderen der sogenannten Ureinwohner der Straße sind gestorben oder verzogen. Wenn wir einmal einen Appell abhalten würden: „Einwohner des Jahres 1912 heraustreten“, dann würde vielleicht gerade noch ein halbes Dutzend voll werden, alles andere sind „Neulinge“ und können leider nicht zu den „Ureinwohnern“ gerechnet werden.

Eines aber ist geblieben. Der Spielplatz. Groß wird er von der Kastanie überschattet. Die Linden, die einst am Weg standen, sind lang schon verschwunden, es wäre auch gar kein Raum mehr für sie vorhanden. Nur die alte Kastanie, von der nicht ganz feststeht, ob sie mein Großvater oder Fritz Röhl, der Piepenröhl, gepflanzt hat, hat alles überdauert. Und unter der Kastanie spielen wieder Kinder, lachende Kinder.

L. RACUROW

Auf Pilzsuche im heimatlichen Wald

Dieser kleine Beitrag soll zugleich ein Dank sein an unsern geliebten Heimatwald, der in schwerster Notzeit hungernden Menschen freigebig seine Schätze an Pilzen bot. Jahr für Jahr zieht es uns im Herbst wieder in den Wald, und wenn jetzt auch für uns der Tisch wieder reichlich gedeckt ist, so sind doch die Pilze immer eine willkommene Bereicherung unseres Speisezettels geblieben und eine Pilzwanderung in unsern Wald heißt uns die Freude an der Schönheit der Natur mit dem Nützlichen verbinden.

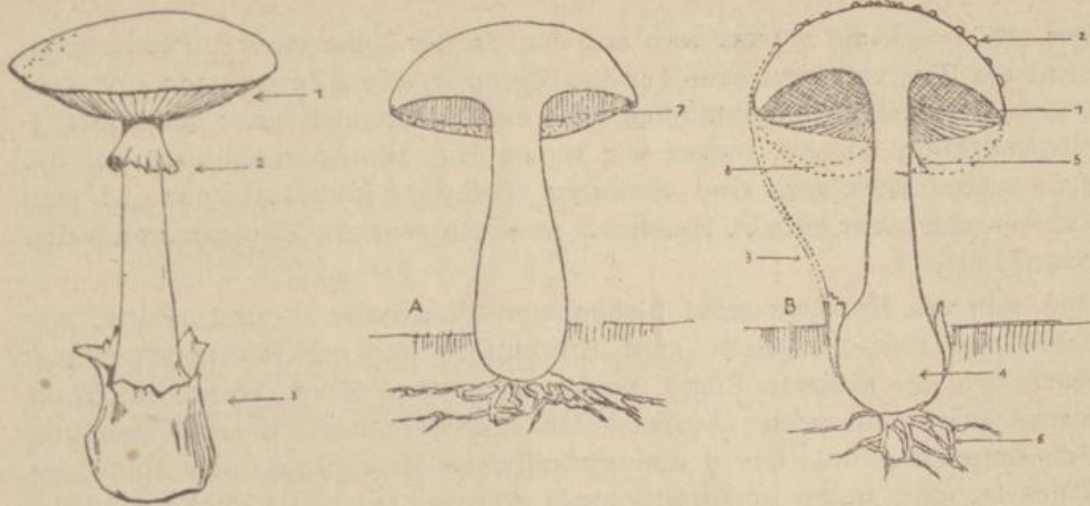
Liebe Heimatfreundin oder lieber Heimatfreund, wir möchten Dich heute zu einer kleinen „Pilzjagd“ einladen. Leider können wir Dich nur mit

einigen unserer Jagdobjekte näher bekanntmachen. Zieh derbe, dem Wetter entsprechende Kleidung an; für unsere „Beute“ brauchst Du einen Korb und ein scharfes kleines Messer. Es ist gleich, ob wir uns nun in den Lübzower Wald, den Wilsnacker oder Wittenberger Forst begeben, nach Schönfeld oder Groß-Buchholz fahren, überall (nur nicht im dichten Farn- oder Grasbestand) ist in einem Pilzjahr, wie es das diesjährige zu werden verspricht, reiche Ernte zu halten, und wenn sie einmal etwas spärlicher ausfällt, so hat es sich doch in manch anderer Weise immer gelohnt!

Wir ziehen in den Lübzower Wald. Leuchtend strahlt der blaue Himmel über den dunklen Kronen des Kiefernwaldes, der seitlich des Weges und innerhalb des Waldes durchsetzt ist mit Gruppen von Birken und Eichen, die im goldenen Herbstkleid prangen. Der würzige Duft des Waldes umfängt uns und läßt uns bald unsere Alltagsorgen vergessen. Nun biegen wir vom sandigen Weg ab, die trockenen Nadeln knistern zu unseren Füßen — da leuchtet doch etwas Gelbes, — nein, es ist nur ein Blatt — aber dort, dicht am Fuß einer Kiefer steht ein Sandpilz mit gerundetem braunen Stiel und gelbem Hut; sachgemäß wird er geerntet, indem wir ihn vorsichtig tief am Stilansatz abdrehen oder abstechen. Wir dürfen nicht reißen und zerren, damit das feine Mycelgeflecht aus schimmelartig aussehenden Fäden, das sich weit unter dem Waldboden hinzieht, nicht verletzt wird. Es ist Wurzel und unterirdischer Baum zugleich, seine Früchte sind unsere Pilze. Wer sich mit diesen interessanten Gesellen näher bekannt machen möchte, der besorge sich einmal ein gutes Pilzbuch, es lehrt uns, die verschiedenen Arten der Pilze, wie z. B. Blätter — Röhren — Stachelpilze, Bauchpilze, zu bestimmen und einzuordnen.

In nächster Nähe eines Sandlings, den wir gleich sauber längs durchgeschnitten haben (wir wollen keine alten und madigen Pilze mit nach Hause nehmen) leuchten rote, rötlichlila und grünliche, in der Mitte etwas vertiefte Scheiben auf dem braunen Waldboden: es sind Täublinge, von denen es fast hundert Arten gibt — und nur bei diesen Pilzen läßt sich schon beim Rohgeschmack feststellen, ob eßbar oder nicht — die ungenießbaren machen die Zunge durch ihre Schärfe fast geschmackstaub, daher auch Spei-Täubling — im Gegensatz zum Herings- oder Apfeltäubling, die gute Speisepilze sind.

Wir haben schon bei unseren ersten Funden zwei der verschiedenen Gestalten unserer Pilze vor uns: den Sandling als Röhrenpilz mit seinem feinen geröhrten Lamellenfutter und den Täubling als Blätterpilz, die Unterseite des flachen Hutes in viele schmale Blätterschichten gespalten, die beim Täubling fast glasartig bröckelig sind. Zu den Blätterpilzen gehört auch der mörderischste Giftpilz, den wir kennen: der grüne Knollenblätterschwamm. Nicht weit entfernt finden wir ihn unter einer Baumgruppe am Waldsaum, in der einige junge Eichen stehen; fast immer wächst er in der Nähe von Eichbäumen. Wir betrachten ihn genau: Die weißen Blätter unter dem



**Merkmale
der Knollenblätterpilze**

- 1 weiße Lamellen
- 2 Ring oder Manschette
- 3 Knolle (mit Hüllresten)

A Röhrenpilz, B Blätterpilz

- | | |
|-------------|-------------------------|
| 1 Blätter | 5 Manschette |
| 2 Hüllreste | 6 Pilzgeflecht (vergr.) |
| 3 Hülle | 7 Röhren |
| 4 Knolle | 8 Schleier |

grünlichweißen Hut, weiße Manschette am Stiel, die dicke Knolle mit Hautlappen am Stielgrund. Ueber 90 Prozent aller tödlichen Pilzvergiftungen gehen auf sein Konto. Der Knollenblätterschwamm soll uns eine Mahnung sein, nur die Pilze zu sammeln, die wir gut kennen, und allmählich unsere Kenntnisse und Erfahrungen zu erweitern. Wir schütteln unser Unbehagen ab, angesichts dieses unheimlichen Gesellen, und treten hinaus auf die sonnige Wiese am Waldrand. Hier wartet ein kostbarer Fund auf uns: eine Gruppe von Champignons, dieser schönen köstlichen Edelpilze, bräunlichlila Blätterlamellen (die nur bei den ganz jungen Pilzen hell sind) unter dem runden weißlichen Hut, lieblich nach Anis duftend. Es bleibt auch weiter so erfreulich. Wir biegen auf einem sandigen, tief eingefurchten Weg wieder in den Wald hinein, da steht am trockenen Hang ein ganzer Hexenring von Butterpilzen die schleimigen Hüte in der Sonne glänzend. In grauen Vorzeiten haben die Pilze unseren Vorfahren manches Rätsel aufgegeben, so auch diese Hexen- oder Elfenringe, die die Wissenschaft durch das kreisförmige Wachstum des Pilzmycel erklärt hat. In der Vergangenheit sind ja die Pilze, diese Waldkobolde, dem Menschen rätselhaft und geheimnisvoll erschienen. Wieviel eigenartige, phantasievolle, treffende Namen hat es sich für seine Lieblinge ersonnen! In allen Gegenden unseres Vaterlandes wechseln sie, so daß unsere Umsiedler hier ihre Pilze oft unter ganz anderen Namen wiederfanden. Wir wollen nur einige herausgreifen: Krause glucke, Habichtschwamm, nebelgrauer Trichterling, Kuhmaul, Mordschwamm (es ist aber keiner) Schneckling, Ritterling, Totentrompete, es gibt sogar ein Pasterken und einen „zerlumpten Wirrkopf“!

Der schönste Fund wartet noch auf uns: In der Nähe einer Birkengruppe, dicht am Weg versteckt, eine Familie Steinpilz, alle Altergruppen sind vertreten. Der älteste Ueberständige wird als Stammvater einer neuen Steinpilzgeneration bestellt, indem wir seinen Hut zur Sporenaussaat auf die Erde setzen. Uebrigens sind besonders Steinpilze und Butterpilze bei den Eichhörnchen sehr beliebt. Huscht da nicht eins wie ein Flämmchen um den Baum herum?

Und nun die Birkengruppe! Birken sind Pilzbäume — und richtig, wir haben uns nicht getäuscht, zwei Birkenpilze und ein Rotkäppchen, nur Spielarten des gleichen Pilzes, landen in unserm Korb. Weiter im Wald wartet noch eine reiche Ausbeute an Maronenpilzen, Kremplingen und Grünlingen auf uns. Die druckempfindlichen Kremplinge (der Rand des Hutes ist nach unten umgerollt) legen wir uns extra, sie sind roh giftig, aber trocken gesäubert und scharf wie Kotelett gebraten, von leberartigem Geschmack. Ebenso bereiten wir auch die Reizker zu, die wir hier nur selten finden. Dazwischen finden wir, überall im Moos versteckt, oft nur mit „Pilzaugen“ zu erspähen, unsere Pfifferlinge, die uns schon den ganzen Sommer über erfreuten. In manchen Gegenden nennt man sie auch Gelbhörnchen, Galoschen oder Gelbhühnchen.

Die Sonne steht schon ziemlich tief am Himmel, von einem Feld am Waldsaum leuchtet das strahlende Gelb der Lupinen und süßer Duft weht herüber. Ein riesiger Schirmpilz am kahlen Ackerrand wird unsern Gaumen ebenso erfreuen, wie jetzt das Auge. Die Waldpolizei, ein Häher, fliegt schimpfend über die Baumwipfel davon, wenig später finden wir ein paar kleine blaue Federchen von seiner „Uniform“ im Moos.

Auf dem lichten Waldstück stehen noch einige Gruppen von Reispilzen oder Zigeunern, auch Waldchampignons genannt, schlanke hellbraune Blätterpilze, die aber wenig bekannt sind. Einmal fanden wir einen ganzen Schwarm dieser guten Speisepilze zertreten und verwüstet vor, ebenso sieht man auch immer wieder umgestoßene Fliegenpilze und andere, die den „Sammlern“ unbekannt und darum verdächtig waren. Lieber Heimatfreund, schone diese Kinder des Waldes, zerstöre nicht dieses schöne Bild, das sie uns bieten! Auch die Giftpilze haben eine Aufgabe im Haushalt der Natur. Erzieht Eure Kinder dazu, daß sie schonend das Nützliche bergen und das uns nicht Wertvolle achtend stehen lassen. Wieviel Freude schenkt uns der Wald! Tragt auch Ihr zum kleinen Teil dazu bei, ihn in seiner Schönheit zu schützen und zu erhalten.

Die Sonne sinkt, und leise beginnt der Nebel zu steigen. Wir wenden uns heimwärts. Ein schöner Nachmittag voll reichen Erlebens im Wald liegt hinter uns, unsere heimgebrachten Schätze aber bereiten wir noch am Abend vor, indem wir sie fertig gesäubert und zerkleinert kühl stellen. Am nächsten Mittag erwartet uns ein schmackhaftes Mahl und dankbar erinnern wir uns an die schöne „Pilzjagd“ im heimatlichen Wald.

Das Heft enthält:

	Seite
H. S.: Zum Tag der Aktivisten	201
Joh. R. Becher: Seid euch bewußt	202
Albert Hoppe: Die Glocken von Boberow	204
Walter Fischer: Heimatkunde in unseren Schulen	211
Albert Hoppe: Wer weiß es genau	215
Erwin Lademann: Herbstlied	217
Karl-Erich Gram: Perleberg — der Obstgarten der Republik	218
Hermann Graebke: Wo Fritz sien Geld herkriggt	221
Paul Ganzlin: Unsere heimischen Rabenvögel	222
K. v. Rönne: Das Hohe Ende in Perleberg	227
L. Racurow: Auf Pilzsuche im heimatlichen Wald	229

Redaktion „Unsere Heimat“: Perleberg, Parchimer Straße 9, Telefon 352

Konto: Kreissparkasse Perleberg 1900

Redaktionskommission:

Albert Hoppe, Otto Klingner, Irmgard Jaene, Katharina Wahnig, Erwin Lademann,
Hans Seiler

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Foto des Titelblattes: „Obsternte in Perleberg“, Aufn.: Albert Hoppe

Oktoberheft 1955 . Preis DM 0,50

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerks

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 DI 864-55 - 3984

